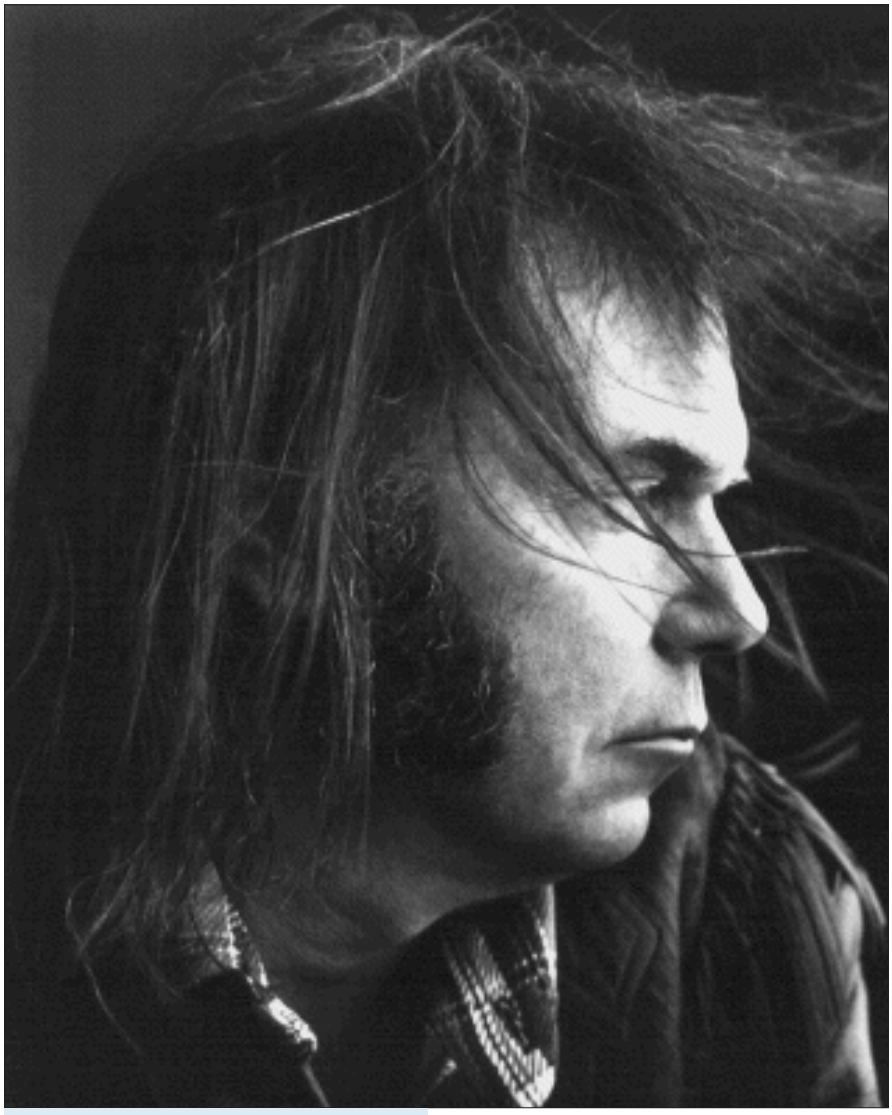
Pop

„Keiner von uns ist gut“

Thomas Wördehoff über den Rockveteranen Neil Young



OUTLINE / INTER-TOPICS

Neil Young

ist einer der erfolgreichsten Songwriter der Rockmusik. Seit drei Jahrzehnten begeistert der Kanadier, Chef der Band „Crazy Horse“, das Publikum. Der internationale Durchbruch gelang ihm 1969 beim Woodstock-Festival mit den Kollegen David Crosby, Stephen Stills und Graham Nash; vergangenes Jahr feierte Young mit der Grunge-Band „Pearl Jam“ einen Erfolg. Im Juli und August tourt Young, 50, durch Europa. – Wördehoff, 43, ist Musikkritiker bei der *Weltwoche* in Zürich.

Der Mann poppt nicht. Zwar ist die Inszenierung auch bei ihm so gewaltig, wie es sich für anständige Superstars nun mal gehört. Ein Troß von aschfahlen „Label-Managern“ hastet „völlig fertig mit den Nerven“ durch die Gänge des Hotels – das erste Haus am Platz, versteht sich –, um respektvoll wispernd und mit bewegender Eindringlichkeit zu versichern, er rauche nicht. Kaffee, aber vor allen Dingen Wasser – nur ohne Kohlensäure.

Und dann kommt er. Weil die Teppiche im Zürcher Grand Hotel Dolder diskret allen Lärm schlucken und die inzwischen völlig perplexen Heloten die ohnehin schon dünne Luft anhalten, hört man nur ihn. Pflichtschuldig lächeln die anderen ihre Nervosität weg, der Mann haßt schließlich die Journaille.

Doch Neil Young, 50, ist ausgesprochen freundlich, geradezu herzlichen Gemüts. Das Konzert im Zürcher Hallenstadion lief blendend, Sound und Publikum hätten besser nicht sein können.

Nach den üblichen Zugaben, als die Fans längst aus dem bleichen Saallicht nach draußen strömten, waren er und seine Band noch einmal auf die Bühne gekommen – „you’re such a good crowd!“ –, um ein Abschiedsständchen zu spielen. Neil Young, Pate des Grunge und Herr im Schmuddelsound der Neunziger, ist aufgeräumt, nimmt Platz und nippt am sprudellosen Wasser.

Von wegen „Haudegen“ (SPIEGEL) oder „Muster-Hippie“ *(Profil)* – „der letzte Büffel des Rock’n’Roll“ *(Die Zeit)* kommt rosig frisch rasiert und gekämmt, das unvermeidliche Holzfällerhemd hängt weichgespült und tadellos gebügelt über der Hose. In der Nobelherberge am Walde fällt er nicht weiter auf, wahrscheinlich ein Kurgast mit Kohle. Mit satter Zufriedenheit lehnt er sich zurück und plaudert über „eine bestimmte Spiritualität, wenn man improvisiert“, schwärmt über die Wollust von Live-Auftritten, „wenn der Puls schneller wird, wenn man diesen kalten Lufthauch an der Nase spürt – es wird bis zu zehn Grad kälter“. Das Geheimnis sei nichts als Hyperventilation, „really wild“, aber so verführerisch, daß er manchmal die Luft anhalte, um den Rausch zu wiederholen. Nicht zu oft natürlich, „ich bin schließlich kein Versuchskaninchen“.

Nein, Neil Young poppt nicht. Kein unartiger Satz über Prince, keine hinterfotzigen Frechheiten, kein flockiges Scherzlein. Er spricht so, wie er sich auch auf der Bühne bewegt: schwer fallen die Worte, für jeden Satz nimmt er sich die Zeit, die er für richtig hält. Wird er gefragt, überprüft er mit stahlblauem Blick sein Gegenüber, denkt in Ruhe nach und antwortet dann. Eins nach dem anderen, nur keine Eile.

Was nicht heißt, daß er sich kontemplativ in sein Schicksal fügen würde. Tags drauf, beim verregneten „Rock am See“ in Konstanz, wurde er kurz vor Ende des Konzerts noch mal fuchsteufelswild und schmiß seinem Gitarristen Poncho Sampedro eine Flasche – kohlensäurefreies – Wasser vor die Füße.

Natürlich gab es kein Zerwürfnis, die Fäuste fliegen auch nicht mehr wie damals mit dem Kollegen Stephen Stills. Er sei schlicht Sklave der Musik, die er gerade spiele. Sei ein Song aggressiv, raste er eben schneller aus. Bei sanfteren Klängen bleibe er friedlich. „Wenn man spielt, ist man wie ein Kind.“

Das Klima in der Band beschreibt er so entspannt, als handle es sich um eine Schilderung von Gartenarbeiten auf sei-